



Leseprobe

Jandy Nelson

Über mir der Himmel

"Ein klasse Buch über Verlust und das Erwachsenwerden. Jeder Leser kann aus diesem Buch etwas mitnehmen."

bleistiftkritzeleien.instagram.com

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 14. November 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine überwältigende Liebe, ein unerträglicher Verlust, eine Achterbahnfahrt der Gefühle

Siebzehn Jahre hat Lennie glücklich im Schatten ihrer strahlenden Schwester gelebt. Doch jetzt ist Bailey tot. Es ist, als hätte jemand den Himmel ausgeknipst. Bis Lennie sich verliebt – zum ersten Mal in ihrem Leben und gleich in zwei Jungen: Joes magisches Lächeln wird nur noch von seinem musikalischen Talent übertroffen; Toby ist stiller Cowboy, mutiger Skater – und Baileys große Liebe. Für Lennie sind sie wie Sonne und Mond; einer stößt ein Fenster in ihrem Herzen auf und lässt das Licht herein, bei dem anderen hat ihr Schmerz ein Zuhause. Als Liebe und Schuldgefühl auf Kollisionskurs gehen, explodiert Lennies Welt ...



Autor

Jandy Nelson

Jandy Nelson ist wie Noah und Jude in einem abergläubischen Haushalt aufgewachsen. Schon als kleines Mädchen wurde ihr beigebracht, wie man vierblättrige Kleeblätter aufstöbert; sie klopft auf Holz, wirft Salz über die Schulter und trägt Glücksbringer mit sich herum. Ihr Debüt *Über mir der Himmel* stand auf mehreren Bestenlisten und wurde ein großer internationaler Erfolg. Ihr zweiter Roman *Ich gebe dir die Sonne* ist New York Times-Bestseller, die Filmrechte sind an Warner Brothers verkauft, er stand ebenfalls auf mehreren Bestenlisten und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Printz Award. Derzeit lebt Jandy Nelson in

JANDY NELSON
Über mir der Himmel

Foto: © Sonya Sones



DIE AUTORIN

Jandy Nelson Debüt *Über mir die Himmel* stand auf mehreren Bestenlisten und wurde ein großer internationaler Erfolg. Ihr zweiter Roman *Ich gebe dir die Sonne* ist New York Times-Bestseller, die Filmrechte sind an Warner Brothers verkauft, er stand ebenfalls auf mehreren Bestenlisten und

wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Printz Award. Derzeit lebt Jandy Nelson in Kalifornien – nicht weit von den Schauplätzen aus *Über mir der Himmel* und *Ich gebe dir die Sonne* –, wo sie sich ganz dem Schreiben widmet.

Mehr zur Autorin auch auf jandynelson.com

Mehr zu cbt auf Instagram [@hey_reader](https://www.instagram.com/hey_reader)

Bei cbt ist ebenfalls von der Autorin erschienen:

Ich gebe dir die Sonne (16459)

Jandy Nelson

Über mir
der
Himmel

Aus dem Amerikanischen
von Catrin Frischer



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch November 2016

© 2010 by Jandy Nelson

Published by Arrangement with Pippin Properties, Inc.

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

»The Sky is Everywhere« bei Dial Books,
an imprint of Penguin Group, New York.

© 2010 für die deutschsprachige Ausgabe

by cbt Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Amerikanischen von Catrin Frischer

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Coverdesign: Nach einer Vorlage von

Theresa M. Evangelista

Motive: Depositphotos/ihor_seamless;

Shutterstock/BigBigbb1

he · Herstellung: LW

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31123-3

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für meine Mutter



Teil
eins





I. Kapitel

GRAMA SORGT SICH um mich. Und das nicht nur, weil meine Schwester Bailey vor vier Wochen gestorben ist, meine Mutter sich sechzehn Jahre lang nicht bei mir gemeldet hat oder gar, weil ich plötzlich nur noch an Sex denke. Nein, sie ist besorgt, weil eine ihrer Topfblumen Flecken hat.

Den größten Teil meiner siebzehn Jahre war Grama unerschütterlich der Überzeugung, ebendiese Topfblume, ein eher unscheinbares Gewächs, sei Spiegel meines gefühlsmäßigen, seelischen und körperlichen Wohlbefindens. Und in diesem Glauben bin ich aufgewachsen.

Schräg gegenüber von mir, in der anderen Ecke des Raumes, beugt sich Grama – in voller Länge von ein Meter achtzig und geblühtem Kleid – sorgenvoll über die schwarz gefleckten Blätter.

»Dieses Mal wird es vielleicht nicht besser? Was willst du damit sagen?«, fragt sie Onkel Big, den Baumpfleger, residierenden Oberkiffer und irren Wissenschaftler obendrein. Zu jedem Thema weiß er etwas, doch über Pflanzen weiß er alles.

Auf jeden anderen mag es seltsam wirken, völlig abgedreht womöglich, dass Grama bei dieser Frage mich anstarrt ... auf Onkel Big aber nicht, denn der starrt mich auch an.

»Dieses Mal ist der Zustand sehr ernst.« Bigs Stimme dröhnt wie von einer Bühne oder Kanzel, seine Worte sind schwergewichtig, sogar *Reich mir mal das Salz* klingt aus seinem Munde wie die Verkündung der Zehn Gebote.

Verstört legt Grama die Hand ans Gesicht und ich kritzele weiter mein Gedicht auf den Rand von *Sturmhöhe*. Ich hab mich in die Sofaecke gekauert. Ich hab keine Lust zu reden, könnte meinen Mund genauso gut zur Aufbewahrung von Büroklammern nutzen.

»Aber früher hat diese Pflanze sich immer wieder erholt, Big, damals zum Beispiel, als Lennie sich den Arm gebrochen hat.«

»Da hatten die Blätter weiße Flecken.«

»Oder erst letzten Herbst, als sie das Probespiel für die erste Klarinette hatte, aber doch wieder an der zweiten bleiben musste.«

»Braune Flecken.«

»Oder als ...«

»Dieses Mal ist es anders.«

Ich schaue auf. Sie beäugen mich noch immer, ein hochgewachsenes Duett aus Trauer und Besorgnis.

Grama ist der Gartenguru von Clover. Sie hat den außergewöhnlichsten Blumengarten in Nordkalifornien. Ihre Rosen explodieren in Farben, die ein ganzes Jahr Sonnenuntergänge in den Schatten stellen, der Duft ist berauschend, schon wenn man ihn einatmet, so will es die Legende, ist es mög-

lich, sich auf der Stelle zu verlieben. Aber Gramas berühmtem grünen Daumen zum Trotz scheint diese Pflanze der Flugbahn meines Lebens zu folgen, völlig losgelöst von Gramas Bemühungen oder der eigenen pflanzlichen Vernunft.

Ich lege Buch und Stift auf den Tisch. Grama rückt ganz nah an die Pflanze heran, flüstert ihr von der Bedeutung des *joie de vivre* zu, stapft dann rüber zum Sofa und setzt sich neben mich. Und Big kommt dazu, der seine enorme Gestalt neben Grama plumpsen lässt. Wir drei, jeder mit dem gleichen ungebärdigen schwarzen Haar auf dem Kopf, bleiben so sitzen, starren auf gar nichts und der Nachmittag vergeht.

Das sind wir, seit meine Schwester Bailey vor einem Monat mit einer tödlichen Arrhythmie zusammengebrochen ist, bei einer Probe von *Romeo und Julia* der hiesigen Laienbühne. Es ist, als hätte jemand den Horizont weggesaugt, während wir woandershin geschaut haben.

MEIN ERSTER TAG zurück in der Schule beginnt erwartungsgemäß, die Pausenhalle teilt sich wie das Rote Meer, als ich reinkomme, Gespräche werden gedämpft, Augen werden feucht vor nervösem Mitgefühl und alle starren mich an, als würde ich Baileys toten Körper in den Armen halten. Vermutlich tu ich das auch. Ihr Tod haftet mir an, ich spüre ihn und alle sehen ihn mit bloßen Augen wie einen dicken schwarzen Mantel, in den ich mich an einem schönen Frühlingstag gehüllt habe. Was ich allerdings nicht erwartet habe, ist ein noch nie da gewesener Aufruhr wegen so eines neuen Jungen, Joe Fontaine, der während meiner vierwöchigen Abwesenheit zu uns gekommen ist. Überall, wo ich hingehe, dasselbe:

»Hast du ihn schon gesehen?«

»Er sieht aus wie ein Zigeuner.«

»Wie ein Rockstar.«

»Ein Pirat.«

»Ich hab gehört, er spielt in einer Band namens *Dive*.«

»Er ist ein Musikgenie.«

»Irgendwer hat gesagt, dass er früher in Paris gelebt hat.«

»Dass er Straßenmusik gemacht hat.«

»Hast du ihn schon gesehen?«

Ich hab ihn gesehen, denn als ich meinen Platz im Orchester wieder einnehmen will, den, den ich schon seit einem Jahr belege, sitzt er drauf. Selbst vom Kummer benommen wandert mein Blick von den schwarzen Stiefeln aufwärts über die Meilen von mit Jeansstoff bedeckten Beinen und über den endlosen Torso, bis sie schließlich an einem so lebhaft wirkenden Gesicht hängen bleiben, dass ich mich

fragen muss, ob ich möglicherweise ein Gespräch zwischen ihm und meinem Notenständer unterbrochen habe.

»Hi«, sagt er und springt auf. Er ist baumlang. »Du musst Lennon sein.« Er deutet auf meinen Namen auf dem Stuhl. »Ich hab gehört von ... Es tut mir leid.« Mir fällt auf, wie er seine Klarinette hält, nicht wie eine Kostbarkeit, sondern mit festem Griff um den Hals, wie ein Schwert.

»Danke«, sage ich und jeder verfügbare Quadratzentimeter seines Gesichts erstrahlt von seinem Lächeln. Wow! Ist der von einem Windstoß aus einer anderen Welt in unsere Schule geweht worden? Der Typ sieht auf eine kurbislateranenartige Weise unverfroren glücklich aus. Nichts könnte fremdartiger anmuten in dem mürrischen Gehabe, das die meisten von uns zur Perfektion zu treiben versuchen. Er hat massenhaft in alle Richtungen wippende, wuschelige braune Locken und Wimpern, so lang und dick wie Spinnenbeine. Wenn er blinzelt, scheint er einen mit seinen strahlend grünen Augen anzuplinkern. Sein Gesicht ist offener als ein offenes Buch, eigentlich hat es etwas von einer Wand voller Graffiti. Mir fällt auf, dass ich mit dem Finger *wow* auf meinen Schenkel schreibe und ich beschließe, lieber den Mund aufzumachen, damit wir diesen spontanen Anstarrwettbewerb abbrechen können.

»Alle sagen Lennie zu mir«, sage ich. Nicht so originell, aber besser als *uuah*, was die Alternative gewesen wäre, und es erfüllt seinen Zweck. Eine Sekunde lang guckt er auf seine Füße und ich formiere mich neu für Runde zwei.

»Übrigens hab ich schon überlegt, ob das wohl Lennon nach John sein könnte?« Wieder hält er meinen Blick fest –

es ist nicht auszuschließen, dass ich gleich ohnmächtig werde. Oder in Flammen aufgehe.

Ich nicke. »Mom war Hippie.« Wir befinden uns schließlich im *nördlichen* Nordkalifornien – dem äußersten Vorposten des Freaktums. In der elften Klasse allein gibt es ein Mädchen namens Electricity, einen Jungen namens Magic Bus und zahllose Blumen. Tulip, Begonia und Poppy – alles Namen, die Eltern in Geburtsurkunden eintragen ließen. Tulip ist eine Zweittonnenwalze von Kerl, er wäre der Star unseres Footballteams, wenn wir denn so eine Schule mit Footballteam wären. Sind wir aber nicht. Wir sind so eine Schule mit freiwilliger Morgenmeditation in der Turnhalle.

»Jaja«, sagt Joe. »Meine Mom auch und mein Dad und die Tanten, Onkel, Brüder und Cousinen ... Willkommen in der Fontaine-Kommune.«

Ich lache laut. »Ich weiß Bescheid.«

Aber Moment mal – sollte ich wirklich so leicht lachen können? Und sollte es sich so gut anfühlen? Wie das Eintauchen in kühles Flusswasser.

Ob uns jemand beobachtet hat? Ich drehe mich um, Sarah kommt gerade herein, besser gesagt, sie explodiert in den Musikraum. Seit der Beerdigung habe ich sie kaum gesehen und ein Schuldgefühl durchzuckt mich.

»Lenniiiiieee!« Sie schießt auf uns zu in schönster Zum-Cowgirl-mutierter-Goth-Gestalt: eng anliegendes schwarzes Jahrgangskleid, Shitkicker Cowboystiefel, blondes Haar so schwarz gefärbt, dass es blau aussieht, und als Krönung des Ganzen ein riesiger Cowboyhut. Ich registriere die halsbrecherische Geschwindigkeit, mit der sie sich nähert, und

überlege noch, ob sie wohl tatsächlich vorhaben könnte, mir in die Arme zu springen, bevor sie es versucht und wir beide in Joe hineinschlittern, der es irgendwie schafft, sein Gleichgewicht und unseres zu halten, sodass wir nicht alle miteinander aus dem Fenster fliegen.

Das ist Sarah in gedämpfter Stimmung.

»Gute Arbeit«, flüstere ich ihr ins Ohr, während sie mich umarmt wie ein Bär, obwohl sie gebaut ist wie ein Vogel. »So haut man den neuen Prachtjungen von den Socken.« Sie prustet los und es ist ein wunderbares wie verstörendes Gefühl für mich, jemanden im Arm zu halten, den es vor Lachen und nicht vor Kummer schüttelt.

Sarah ist die begeisterungsfähigste Zynikerin auf diesem Planeten. Sie würde die perfekte Cheerleaderin abgeben, wenn sie nicht so angewidert wäre von der Vorstellung des Schulgemeinschaftsgeists. Wie ich ist sie Literaturfanatikerin, doch sie liest dunkler, in der zehnten Klasse hat sie Sartre gelesen – *Der Ekel* –, da hat sie auch angefangen Schwarz zu tragen (sogar am Strand), Zigaretten zu rauchen (obwohl sie aussieht wie das gesündeste Mädchen auf weiter Flur) und sich mit ihrer Existenzkrise verrückt zu machen (sogar wenn sie bis in die frühen Morgenstunden abfeierte).

»Lennie, willkommen zurück, meine Liebe«, sagt jemand anders. Mr James, den ich im Stillen Yoda nenne, sowohl aufgrund der äußeren Erscheinung als auch wegen der inneren musikalischen Qualitäten, hat sich am Klavier hingestellt und schaut mit dem gleichen Ausdruck abgrundtiefer Traurigkeit zu mir hinüber, mit dem ich von Erwachsenen

in letzter Zeit immer angesehen werde. Ich hab mich dran gewöhnt. »Uns allen tut es so sehr leid.«

»Danke«, sage ich zum hundertsten Mal an diesem Tag. Sarah und Joe sehen mich auch beide an, Sarah mit Sorge, Joe mit einem Grinsen, das von Küste zu Küste der USA reicht. Ob der wohl alle so ansieht? Hat er vielleicht eine Schraube locker? Egal, was es auch sein mag oder was er auch haben mag, es ist ansteckend. Ehe ich weiß, wie mir geschieht, gehe ich bei seinem Von-Küste-zu-Küste-Grinsen mit und erhöhe noch um Puerto Rico bis Hawaii. Ich muss aussehen wie die Lustige Witwe. Tss. Und damit nicht genug, jetzt überlege ich auch noch, wie es wohl sein mag, ihn zu küssen, ihn so richtig zu küssen – uh-oh. Das ist ein Problem, ein völlig neues, überhaupt nicht Lennie-gemäßes Problem, das sich zum ersten Mal (*warum, verdammte Scheiße?!*) auf der Beerdigung bemerkbar machte: Ich versank in Finsternis und plötzlich fingen all diese Typen im Raum an zu leuchten. Freunde von Bailey, vom Job oder vom College, die meisten kannte ich nicht, kamen zu mir und sprachen mir ihr Beileid aus. Ob es nun an meiner Ähnlichkeit mit Bailey lag oder ob sie Mitleid mit mir hatten, ich weiß es nicht, jedenfalls ertappte ich später einige von ihnen dabei, wie sie mich auf so eine hitzige, dringliche Art anschauten. Und ich stellte fest, dass ich ihr Starren auf die gleiche Weise erwiderte, so als wäre ich eine ganz andere; und die Dinge dachte, an die ich vorher kaum gedacht hatte, Dinge, die ich mich schämte, in einer Kirche zu denken und erst recht bei der Beerdigung meiner Schwester.

Dieser vor mir strahlende Junge scheint in einer Klasse für

sich zu strahlen. Er muss aus einem sehr freundlichen Teil der Milchstraße stammen, denke ich, während ich versuche, das durchgeknallte Lächeln auf meinem Gesicht herunterzufahren. Doch dann kann ich nicht an mich halten und sage zu Sarah: »Der sieht aus wie Heathcliff.« Mir ist nämlich gerade aufgegangen, dass das den Nagel auf den Kopf trifft, na ja, vielleicht mal abgesehen von der Sache mit dem glücklichen Lächeln – aber plötzlich wird mir der Teppich unter den Füßen weggezogen und ich knalle auf den kalten, harten Beton des Lebens, denn mir fällt wieder ein, dass ich nach der Schule nicht nach Hause rennen und Bailey von einem neuen Jungen im Orchester erzählen kann.

Meine Schwester stirbt immer und immer wieder, den ganzen Tag lang.

»Len?« Sarah berührt mich an der Schulter. »Geht's?«

Ich nicke und mit meiner Willenskraft zwingen ich den außer Kontrolle geratenen Zug des Kummers, der auf mich zurasen wollte, zu verschwinden.

Hinter uns stimmt jemand die Titelmelodie von »Der Weiße Hai« an. Ich dreh mich um, Rachel Brazile gleitet auf uns zu. »Sehr witzig«, meckert sie den Saxophonisten Luke Jacobus an, der für diese Einlage verantwortlich ist. Er ist nur eines von vielen Orchester-Opfern, die Rachel in ihrem Fahrwasser zurückgelassen hat. Einer von den Jungs, die sich davon haben blenden lassen, dass all dieser hochnäsige Horror in einen spektakulären Körper gestopft ist, um dann noch weiter von großen Rehaugen und Rapunzelhaaren getäuscht zu werden. Sarah und ich sind überzeugt davon, dass Gott ironisch drauf war, als er sie erschaffen hat.

»Wie ich sehe, hast du den Maestro bereits kennen gelernt«, sagt sie zu mir. Ganz beiläufig berührt sie Joes Rücken, als sie auf ihren Platz rutscht – den der ersten Klarinette –, auf dem eigentlich ich sitzen sollte.

Sie öffnet ihren Kasten und fängt an, ihr Instrument zusammenzubauen. »Joe hat am Konservatorium in *Fronce* Unterricht genommen. Hat er dir das erzählt?« Natürlich kann sie nicht *Frankreich* sagen wie normale Sterbliche. Ich spüre, wie sich Sarahs Nackenhaare aufstellen. Sie hat null Toleranz für Rachel, seit die die erste Position an sich gerissen hat. Aber Sarah weiß nicht, was wirklich vorgefallen ist – niemand weiß das.

Rachel schraubt an der Blattschraube ihres Mundstücks, als ob sie die Klarinette erwürgen wollte. »Joe war in deiner Abwesenheit eine *fabelhafte* Zweite«, sagt sie und zieht das Wort *fabelhaft* von hier bis zum Eiffelturm.

Ich speie kein Feuer wie: »Schön, dass alles nach deinen Wünschen gelaufen ist, Rachel.« Ich sage kein Wort, wünsche mir nur, ich könnte mich ganz klein zusammenrollen und wegkullern.

Sarah hingegen sieht aus, als wüsste sie sich ungehinderten Zugriff auf eine Streitaxt.

Inzwischen ist im Raum ein Durcheinander von willkürlichen Tönen und Tonleitern losgebrochen. »Seht zu, dass ihr fertig werdet mit dem Stimmen, wir fangen heute pünktlich an«, ruft Mr James vom Klavier her. »Und nehmt eure Bleistifte zur Hand, ich habe Änderungen am Arrangement vorgenommen.«

»Dann geh ich mal lieber und schlag auf was«, sagt Sarah,

wirft Rachel einen angewiderten Blick zu und zieht mit hoher Nase ab, um auf ihre Pauke zu schlagen.

Rachel zuckt die Achseln, lächelt Joe an – nein, sie lächelt nicht, sie zwinkert: o Scheiße. »Na, ist doch wahr«, sagt sie zu ihm. »Du warst – ich meine, du bist – *fabelhaft*.«

»Ach was.« Er bückt sich und packt seine Klarinette ein. »Ich bin ein Stümper, hab nur den Stuhl warm gehalten. Jetzt kann ich wieder dahin zurück, wo ich hingehöre.« Er zeigt mit seiner Klarinette zu den Hörnern.

»Du bist nur bescheiden«, sagt Rachel und wirft die Märchenlocken über die Stuhllehne. »Du hast *so* viele Farben auf deiner Tonpalette.«

Ich sehe Joe an und erwarte angesichts dieser schwachsinnigen Äußerung, irgendwelche Anzeichen eines innerlichen Stöhnens ausmachen zu können, sehe aber Anzeichen von etwas ganz anderem. Er schenkt auch Rachel ein Lächeln von geografischer Weite. Mein Hals wird ganz heiß.

»Weißt du, ich werde dich vermissen«, sagt sie schmolend.

»Wir sehen uns wieder«, antwortet Joe und erweitert sein Repertoire noch um einen Augenaufschlag. »Nächste Stunde, in Geschichte.«

Ich bin wie in der Versenkung verschwunden, was eigentlich gut ist, denn plötzlich hab ich nicht die geringste Ahnung, was ich mit meinem Gesicht, meinem Körper oder dem zerschmetterten Herz anfangen soll. Ich setze mich auf meinen Platz und stelle fest, dass dieser grinsende, wimpernklimpernde Idiot aus Fronce kein bisschen so aussieht wie Heathcliff. Hab mich geirrt.



3. Kapitel

DER REST DES TAGES zieht vorüber wie hinter einer Nebelwand. Vor dem letzten Klingeln schleiche ich mich hinaus und tauche in die Wälder ab. Für den Heimweg will ich nicht die Straße nehmen, will nicht riskieren, irgendjemanden aus der Schule zu treffen, schon gar nicht Sarah, die mir mitgeteilt hat, dass sie, während ich mich versteckt habe, Bücher über Verlust und Trauer gelesen hat und nach Meinung sämtlicher Experten sei es nun Zeit für mich, über das zu reden, was ich durchmache. Aber sie und die Experten – und Grama übrigens auch – kapieren es nicht. Ich kann nicht. Ich brauche ein neues Alphabet, eins, das aus fallender Bewegung besteht, aus Kontinentalverschiebungen, aus tiefer, alles verschlingender Dunkelheit.

Auf meinem Weg durch die Redwood-Bäume saugen meine Schuhe den Regen von Tagen auf. Warum, frage ich mich, geben Hinterbliebene sich überhaupt mit Trauerkleidung ab, wo der Schmerz selbst doch so eine unverkennbare Garderobe bereitstellt? Der Einzige, der heute nichts an mir bemerkt hat – abgesehen von Rachel, die nicht zählt –, war

der Neue. Er wird mich immer nur als diese neue, schwesterlose Person kennen.

Ich sehe ein Stück Papier auf dem Boden liegen, das trocken genug ist, um darauf zu schreiben, also setze ich mich auf einen Stein, ziehe den Stift heraus, den ich jetzt immer in der hinteren Hosentasche trage, und kritzle aus der Erinnerung ein Gespräch hin, das Bailey und ich mal hatten. Ich falte den Zettel und vergrabe ihn in der feuchten Erde.

Als ich schließlich aus dem Wald heraus auf die Straße zu unserem Haus trete, überkommt mich Erleichterung. Ich will zu Hause sein, wo Bailey am lebendigsten ist, wo ich sie immer noch sehen kann, wie sie sich aus dem Fenster lehnt, wie ihr das wilde schwarze Haar ums Gesicht weht, wenn sie sagt: »Komm schon, Len, wir gehen runter an den Fluss – und das pronto.«

»He, du.« Tobys Stimme erschreckt mich. Der Junge, mit dem Bailey seit zwei Jahren zusammen war, ist teils Cowboy, teils Skater, ganz Liebessklave meiner Schwester – und in letzter Zeit total von der Bildfläche verschwunden, trotz Gramas vieler Einladungen. »Wir müssen wirklich versuchen, ihn zu erreichen«, sagt sie immer wieder.

Er liegt auf dem Rücken in Gramas Garten, Lucy und Ethel, die rötlichen Hunde der Nachbarn, haben sich schlafend neben ihm ausgestreckt. Im Frühling ist das ein ganz normales Bild. Wenn die Engelstropfeten und der Flieder blühen, hat Gramas Garten etwas absolut Einschläferndes. Nach ein paar Augenblicken inmitten der Blüten finden sich sogar die Energiegeladensten auf dem Rücken liegend beim Wolkenzählen wieder.

»Ich ... äh ... jäte ein bisschen Unkraut für Grama«, sagt er. Offenbar ist ihm seine Rückenlage peinlich.

»Ja, so was passiert selbst den Besten von uns.« Bei dieser Surfertolle und dem breiten, sonnig-sommersprossigen Gesicht kann die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Löwe kaum größer sein. Als Bailey und ich ihm zum ersten Mal begegneten, waren wir straßenlesend unterwegs (in unserer Familie sind wir alle Straßenleser, die paar Leute, die in unserer Straße wohnen, wissen das und schleichen in ihren Autos nach Hause, es könnte schließlich sein, dass einer von uns ganz besonders entrückt draußen herumstrolcht.) Ich hab *Sturmhöhe* gelesen wie üblich und sie las *Bittersüße Schokolade*, ihr Lieblingsbuch, als ein großartiges kastanienbraunes Pferd Richtung Reitweg an uns vorbeitrabte. *Schönes Pferd*, dachte ich und wandte mich wieder Cathy und Heathcliff zu, doch wenige Sekunden später musste ich noch mal aufschauen, denn ich hörte, wie Baileys Buch dumpf auf dem Boden aufschlug.

Sie war nicht mehr an meiner Seite, sondern ein paar Schritte hinter mir stehen geblieben.

»Was hast du?«, fragte ich, als ich meiner plötzlich lobotomisierte Schwester gewahr wurde.

»Hast du diesen Typen gesehen, Len?«

»Welchen Typen?«

»Gott, was ist bloß los mit dir, diesen tollen Typen auf dem Pferd. Es ist, als wäre er meinem Roman entsprungen oder so. Nicht zu fassen, dass du ihn nicht gesehen hast, Lennie.« Ihre Verzweiflung über mein allgemeines Desinteresse an Jungs war ebenso tief wie meine Verzweiflung über

ihr allzu spezielles Interesse an ihnen. »Er hat sich umgedreht, nachdem er an uns vorbeigeritten ist, und er hat mich angelächelt – der sah vielleicht gut aus ... so wie dieser Revolutionär in diesem Buch.« Sie hob ihr Buch auf und wischte den Dreck vom Einband. »Du weißt schon, der, der Gertrudis auf sein Pferd zieht und sie in einem Anfall von Leidenschaft entführt –«

»Ist ja gut, Bailey.« Ich drehte mich wieder um, las weiter und erreichte schließlich unsere Veranda, wo ich in einen Sessel sank und mich prompt in der rasenden Leidenschaft dieser beiden Menschen auf den englischen Mooren verlor. Am liebsten war mir die Liebe zwischen zwei Buchdeckeln und nicht im Herzen meiner Schwester, wo sie dazu führte, dass Bailey mich monatelang nicht beachtete. Trotzdem schaute ich immer wieder zu ihr hinüber, wie sie am Reitweg auf einem Felsen posierte und so offensichtlich vorgab zu lesen, dass ich nicht glauben konnte, dass sie wirklich Schauspielerin war. Dort blieb sie stundenlang sitzen und wartete auf die Rückkehr ihres Revolutionärs. Der kehrte auch zurück, doch als es endlich so weit war, kam er aus der anderen Richtung und hatte sein Pferd irgendwo gegen ein Skateboard eingetauscht. Es stellte sich heraus, dass er nicht einem Roman entsprungen war, sondern der Clover High, wie wir anderen auch, aber er hing mit den Rancherkids und den Skatern herum, und da Bailey ausschließlich Theaterdiva war, hatten sich ihre Wege bis zu jenem Tag nie gekreuzt. Zu diesem Zeitpunkt spielte es allerdings schon keine Rolle mehr, woher er kam und worauf er sich fortbewegte, denn das Bild von ihm als galoppierender Reiter hatte

sich tief in Baileys Psyche eingebrannt und ihr das rationale Denkvermögen geraubt.

Eigentlich bin ich nie Mitglied des Toby-Shaw-Fanklubs gewesen. Weder diese Cowboysache, noch dass er es fertigbrachte, auf seinem Skateboard von einem 180°-Ollie zu einem Fakie-Feeble-Grind überzuleiten, konnten aufwiegen, dass er Bailey dauerhaft in einen Liebeszombie verwandelt hatte.

Das war das eine und dazu kam noch, dass er mich so beachtenswert fand wie eine Ofenkartoffel.

»Alles okay mit dir, Len?«, fragt er aus seiner liegenden Position heraus und holt mich wieder in die Gegenwart zurück.

Aus irgendeinem Grund sage ich die Wahrheit. Ich schüttele den Kopf, hin und her, von Unglauben zu Verzweiflung ... und wieder zurück.

Er setzt sich auf. »Ich weiß«, sagt er und ich sehe an diesem verlassenen Ausdruck in seinem Gesicht, dass es wahr ist. Ich will ihm danken, weil er mich nicht zwingt, ein Wort zu sagen, aber mich trotzdem versteht, doch ich schweige weiter, während die Sonne wie mit einer Kanne über unsere wirren Köpfe Hitze und Licht ausgießt.

Er klopft auf das Gras, ich soll mich zu ihm setzen. Irgendwie will ich, bin jedoch zögerlich. Wir waren eigentlich nie ohne Bailey zusammen.

Ich mache eine Kopfbewegung Richtung Haus. »Ich muss nach oben.«

Das ist wahr. Ich möchte zurück ins Allerheiligste, mit vollem Namen: das innerste Kürbisallerheiligste, vor Kurzem

von mir so benannt, nachdem Bailey mich davon überzeugt hatte, dass die Wände unseres Zimmers einfach orange sein mussten, ein brüllend unbescheidenes Orange zudem, das seither das Tragen von Sonnenbrillen in unserem Zimmer erforderlich gemacht hatte. Ehe ich diesen Morgen zur Schule gegangen bin, habe ich die Tür bewusst geschlossen und mir gewünscht, eine Barrikade gegen Grama und ihre Pappkartons errichten zu können. Ich will das Allerheiligste so behalten, wie es ist, und das heißt, es soll genau so bleiben, wie es war. Anscheinend glaubt Grama, das bedeutet, *ich hab nicht mehr alle Äste in der Krone*, gramamesisch für *durchgeknallt*.

»Kleine Wicke.« Sie kommt in einem grellila Kleid mit Gänseblümchenmuster auf die Veranda. In der Hand hält sie einen Pinsel. Zum ersten Mal seit Baileys Tod sehe ich sie wieder mit einem Pinsel. »Wie war dein erster Tag?«

Ich geh zu ihr rüber, atme ihren vertrauten Duft ein, Patchouli, Farbe, Gartenerde.

»War gut«, sage ich.

Sie mustert mein Gesicht genau, so wie sie es tut, wenn sie sich anschickt, es zu zeichnen. Zwischen uns tickt das Schweigen, so wie immer in letzter Zeit. Ich spüre ihre Frustration, spüre, wie sie wünscht, sie könnte mich schütteln wie ein Buch, wie sie hofft, die Wörter würden alle einfach aus mir herausfallen.

»Im Orchester ist ein neuer Junge.«

»Ach, tatsächlich? Was spielt er?«

»Anscheinend alles.« Ehe ich in der Mittagspause in die

Wälder geflüchtet bin, hab ich ihn mit Rachel über den Hof gehen sehen, eine Gitarre schwenkend.

»Lennie, ich hab mir gedacht ... es wäre vielleicht jetzt gut für dich, ein echter Trost ...« Uh-oh. Ich weiß, worauf das hinausläuft. »Ich meine, als du bei Marguerite Unterricht hattest, konnte ich dir dieses Instrument nicht aus der Hand reißen –«

»Die Dinge ändern sich«, unterbreche ich sie. Dieses Gespräch kann ich jetzt nicht führen. Nicht schon wieder. Ich versuche, an ihr vorbei nach drinnen zu gehen. Ich will einfach nur in Baileys Wandschrank sitzen, an ihre Kleider gedrückt, in dem Duft von Lagerfeuern am Fluss, von Kokossonnenöl, Rosenparfüm – und ihr.

»Hör mal«, sagt sie leise und richtet mit ihrer freien Hand meinen Kragen. »Ich hab Toby zum Essen eingeladen. Er hat offensichtlich nicht mehr alle Äste in der Krone. Geh und leiste ihm Gesellschaft, hilf ihm beim Jäten oder sonst was.«

Wahrscheinlich hat sie zu ihm etwas ganz Ähnliches über mich gesagt, um ihn dazu zu bringen, endlich rüberzukommen, geht mir auf. Würg.

Und dann, ohne weitere Umstände, tupft sie den Pinsel auf meine Nase.

»Grama!« Aber das rufe ich schon ihrem Rücken zu, denn sie ist auf dem Weg zurück ins Haus. Mit der Hand versuche ich, die grüne Farbe abzuwischen. Bailey und ich haben einen großen Teil unseres Lebens so verbracht, ständig wurden wir von Gramas kühnem grünen Pinsel attackiert. Immer nur grün übrigens. Gramas Gemälde bedecken jede Wand im Haus vom Boden bis zur Decke, sie sind hinter

Sofas und Stühlen gestapelt, unter Tischen, in Schränken und jedes einzelne zeugt von ihrer unvergänglichen Hingabe zur Farbe Grün. Sie hat jede Nuance von Limonen- bis Waldgrün und benutzt sie in erster Linie, um ein einziges Motiv zu malen: gertenschlanke Frauen, die halb nach Meerjungfrau, halb nach Marsianerinnen aussehen. »Das sind meine Damen«, hat sie Bailey und mir immer erzählt. »Sie sind halb hier, halb da.«

Ihrer Anweisung folgend lasse ich Klarinettenkasten und Tasche fallen, pflanze mich zwischen einem trägen Toby und den schlafenden Hunden ins warme Gras und helfe »jäten«.

Toby nickt gleichgültig in seinem Blumenkoma. Ich bin eine grünnasige Ofenkartoffel. Toll.

Ich mache mich zur Schildkröte, ziehe die Knie an die Brust und lege den Kopf in die Spalte dazwischen. Mein Blick wandert vom Blauregen, der sich über das Spalier ergießt, zu den Narzissen, die in mehreren Gruppen tratschend im Wind stehen, und es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass der Frühling heute seinen Regenmantel abgestreift hat und einfach angeberisch herumstolziert – mir wird ganz übel davon, es ist, als habe die Welt schon vergessen, was uns passiert ist.

»Ich werde ihre Sachen nicht in Kartons packen«, sage ich, ohne nachzudenken. »Niemals.«

Toby rollt sich auf die Seite, er schützt sein Gesicht mit der Hand vor der Sonne, damit er mich sehen kann, und zu meiner Überraschung sagt er: »Natürlich nicht.«

Ich nicke und er nickt zurück, dann lasse ich mich ins

Gras fallen und verschränke die Arme über dem Kopf, damit er nicht sieht, dass ich darunter heimlich ein wenig lächele.

Dann nehme ich meine Umgebung erst wieder wahr, als die Sonne sich hinter einen Berg verzogen hat, und dieser Berg ist Onkel Big, der über uns aufragt. Toby und ich müssen beide eingeschlafen sein.

»Ich fühle mich wie Glinda die Gute Hexe«, sagt Big, »als sie in dem vor Oz gelegenen Mohnfeld auf Dorothy, die Vogelscheuche und zwei Totos herunterschaut.« Ein paar narkotisierende Frühlingsblüten können es nicht mit Bigs Trompetenstimme aufnehmen. »Also, wenn ihr nicht aufwacht, werde ich es wohl auf euch schneien lassen müssen.« Ich grinse benommen zu ihm hoch, sein enormer Schnauzbart sitzt angriffslustig über seiner Oberlippe wie die Große Schrägheitserklärung. An Stelle einer Aktentasche trägt er eine rote Küheltasche bei sich.

»Wie geht die Verteilungsarbeit voran?«, frage ich und tippe mit dem Fuß auf die Küheltasche. Wir haben Schinkenprobleme. Nach der Beerdigung war in Clover offenbar die Losung ausgegeben worden, bei uns zu Haus mit einem Schinken vorbeizuschauen. Schinken waren überall, sie füllten den Kühlschrank, die Gefriertruhe, sie lagen nebeneinander aufgereiht auf den Küchenschränken, hockten in der Spüle und im kalten Backofen. Onkel Big ging an die Tür, wenn die Leute vorbeikamen, um uns ihr Beileid auszusprechen. Ein übers andere Mal konnten Grama und ich seine dröhnende Stimme hören: »O, ein Schinken, wie aufmerksam, danke, kommt doch herein.« Im Laufe der Tage

wurde Bigs Reaktion auf die Schinken immer dramatischer – damit wir auch etwas davon hatten. Jedes Mal wenn er ausrief »Ein Schinken!«, sahen Grama und ich uns in die Augen und mussten ein unangemessenes Gekicher unterdrücken.

Jetzt ist es Bigs Mission, dafür zu sorgen, dass auch jeder im Umkreis von 20 Meilen sein tägliches Schinkenbrot bekommt.

Er stellt die Kühltasche auf den Boden ab und reicht mir die Hand, um mir aufzuhelfen. »Möglicherweise wird dies in wenigen Tagen ein schinkenloses Haus sein.«

Als ich stehe, küsst Big meinen Kopf, dann zieht er Toby hoch. Als der steht, nimmt Big ihn in die Arme, und ich beobachte, wie Toby, der selber ziemlich groß ist, in der gewaltigen Umarmung verschwindet. »Wie hältst du dich denn so, Cowboy?«

»Nicht so gut«, gibt er zu.

Big lässt ihn los, behält eine Hand auf seiner Schulter und legt die andere auf meine. Er schaut von Toby zu mir. »Wir kommen nicht drum rum, wir müssen da durch ... das gilt für jeden von uns.« Das sagt er wie Moses, also nicken wir beide, als hätte man uns eine große Weisheit anvertraut. »Und dir holen wir jetzt mal ein bisschen Terpentin.« Er zwinkert mir zu. Big ist ein großer Zwinkerer – seine fünf Ehen beweisen das. Nachdem er von seiner geliebten fünften Frau verlassen worden war, hatte Grama darauf bestanden, dass er zu uns zog. Sie sagte: »Euer armer Onkel wird noch verhungern, wenn er noch länger in diesem liebeskranken Zustand verbleibt. Ein trauerndes Herz vergiftet jedes Rezept.«

Das hat sich als wahr erwiesen, zumindest was Grama angeht. Alles, was sie jetzt kocht, schmeckt wie Asche.

Toby und ich folgen Big ins Haus, wo er vor dem Bild seiner Schwester stehen bleibt, meiner verschwundenen Mutter: Paige Walker. Ehe sie vor sechzehn Jahren weggegangen ist, hat Grama ein Porträt von ihr gemalt, das nie vollendet, aber dennoch aufgehängt wurde. Es schwebt über dem Kaminsims im Wohnzimmer, eine halbe Mutter mit langem grünen Haar, das wie Wasser ein unvollendetes Gesicht umspielt.

Grama hat uns immer erzählt, unsere Mutter würde zurückkommen. »Sie kommt wieder«, hat sie immer gesagt, so als wäre Mom Eier kaufen gegangen oder zum Schwimmen an den Fluss. Grama hat das so oft und mit solcher Überzeugung gesagt, dass wir es, ehe wir es besser wussten, lange Zeit nicht infrage gestellt haben. Wir haben nur sehr viel Zeit damit verbracht, auf das Klingeln des Telefons oder der Türklingel zu warten und auf das Eintreffen der Post.

Ich tippe mit meiner Hand ganz sachte an Bigs, der die Halbmutter anstarrt wie jemand, der in ein leises, schwermütiges Gespräch vertieft ist. Er seufzt, legt mir einen Arm und Toby den anderen um und wir trotten alle in die Küche wie ein dreiköpfiger, sechsbeiniger, zehn Tonnen schwerer Trauersack.

Das Abendessen ist – wie nicht anders zu erwarten – ein Schinken-und-Asche-Eintopf, den wir kaum anrühren.

Danach liegen Toby und ich auf dem Fußboden im Wohnzimmer herum, hören Baileys Musik, schauen uns

zahllose Fotoalben an und lassen uns mehr oder weniger das Herz in tausend Stücke sprengen.

Ich muss ihn von der anderen Seite des Zimmers her immer wieder heimlich anschauen. Ich sehe beinahe vor mir, wie Bailey um ihn herumstolziert und ihm von hinten die Arme um den Hals schlingt, so wie es ihre Angewohnheit war. Dann hat sie ihm ekelerregend peinliche Sachen ins Ohr geflüstert und er hatte sie auch geneckt und beide haben sie immer so getan, als wäre ich gar nicht da.

»Ich kann Bailey spüren«, sage ich schließlich, das Gefühl ihrer Anwesenheit ist überwältigend. »In diesem Zimmer, bei uns.«

Überrascht schaut er von dem Album auf seinem Schoß auf. »Ich auch. Das denke ich schon die ganze Zeit.«

»Das ist so schön«, sage ich, Erleichterung bricht mit diesen Worten aus mir hervor.

Er lächelt und kneift dabei die Augen zusammen, als würde ihn die Sonne blenden. »Das ist es, Len.« Ich erinnere mich, dass Bailey mir mal erzählt hat, mit Menschen würde Toby nicht besonders viel reden, aber auf der Ranch könne er verschreckte Pferde mit ein paar Worten zur Ruhe bringen. Wie der heilige Franziskus, hab ich zu ihr gesagt, und ich glaube fest daran – das leise Murmeln seiner Stimme ist beruhigend wie Wellen, die bei Nacht an den Strand schwappen.

Ich widme mich wieder den Fotos von Bailey als Wendy in der Peter-Pan-Aufführung der Grundschule von Clover. Keiner von uns erwähnt es noch mal, aber das tröstliche Gefühl von Baileys Nähe verlässt mich den Rest des Abends nicht.

Später stehen Toby und ich vorm Garten und verabschie-

den uns. Der schwindelerregende, betrunken machende Duft der Rosen umfängt uns.

»War toll, was mit dir zu machen, Lennie, mir geht's besser.«

»Mir auch«, sage ich und pflücke eine Lavendelblüte. »Viel besser, echt.« Ich sage das leise zum Rosenbusch, denn ich bin mir nicht sicher, ob ich will, dass er es hört, aber als ich wieder in sein Gesicht gucke, ist es lieb, seine Löwenzüge wirken weniger ausgewachsen, eher löwenbabyartig.

»Ja«, sagt er und schaut mich an. Seine dunklen Augen glänzen und sind traurig. Er hebt den Arm und eine Sekunde lang denke ich, er will mein Gesicht mit der Hand berühren, aber er fährt sich nur mit den Fingern durch sein Sonnenhaar.

In Zeitlupe gehen wir die paar verbleibenden Schritte bis zur Straße. Sobald wir da angekommen sind, tauchen Lucy und Ethel aus dem Nichts auf und klettern an Toby hoch, der auf die Knie gegangen ist, um ihnen auf Wiedersehen zu sagen. Mit einer Hand hält er das Skateboard, mit der anderen zaust und streichelt er die Hunde, denen er Unverständliches ins Fell flüstert.

»Du bist wirklich der heilige Franziskus, was?« Ich hab was übrig für die Heiligen – für die Wunder, nicht für die Kasteiungen.

»Das wird behauptet.« Ein mildes Lächeln streift über die Weiten seines Gesichts und landet in seinen Augen. »Hauptsächlich von deiner Schwester.« Für den Bruchteil einer Sekunde will ich ihm sagen, dass ich es war, die das gesagt hat, nicht Bailey.

Er beendet sein Abschiednehmen und steht wieder auf. Dann lässt er das Skateboard auf den Boden fallen und stellt den Fuß drauf. Er steigt nicht auf. Ein paar Jahre vergehen.

»Ich geh jetzt mal«, sagt er und geht nicht.

»Mmm«, sage ich. Noch ein paar Jahre ziehen ins Land.

Bevor er endlich auf sein Brett springt, umarmt er mich und wir halten uns unter dem traurigen, sternenlosen Himmel so fest, dass es mir einen Moment lang so vorkommt, als gäbe es hier nur ein gebrochenes Herz, nicht zwei.

Aber dann spüre ich plötzlich etwas Hartes an der Hüfte, ihn, *das. Verdammte Scheiße noch mal!* Schnell weiche ich zurück, sage tschüss und renne wieder ins Haus.

Ich weiß nicht, ob er weiß, dass ich ihn gefühlt habe.

Ich weiß gar nichts.

